

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 53 (1948-1949)
Heft: 3

Artikel: Unsere Heimatsprache : Referat, gehalten an der Tagung zur Heimatkunde, veranstaltet vom Pestalozzianum [Teil 2]
Autor: Günther, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-315435>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichen Fächern bedeutet, trat klar zutage. Ein Unterbruch nach drei Seminarjahren, nach Abschluß der allgemein bildenden Fächer, ein Jahr ins Leben hinaus, wie es in sozialen Frauenschulen, bei den Hausbeamtinnen usw. verlangt wird, dürfte wenigstens erwogen werden und wäre vielleicht wirksamer als der häufig geforderte spätere Eintritt. Eine Zeit, die nicht nur die Notlage auf dem Stellenmarkt, sondern diejenige vieler junger Menschen im Auge hat, wird gelegentlich solche Sonderkurse veranstalten, sie allerdings auf anderthalb bis zwei Jahre ausdehnen, damit diejenigen Mädchen, die einmal aus äußern oder innern Gründen den Anschluß an den Lehrberuf verpaßt haben, doch noch auf ihre Rechnung kommen, doch noch Lehrerin werden können.

Unsere Heimatsprache (Schluß)

Dr. Carl Günther, Basel

Referat, gehalten an der Tagung zur Heimatkunde, veranstaltet vom Pestalozzianum, Zürich, Oktober 1948

Aber es gibt auch kindertümliches Sprachgut in geprägter Form, seit Jahrhunderten wie alte Kinderspiele überliefert, und wie die alten schönen Kinderspiele versinkt auch dieses Sprachgut vor unsern Augen und Ohren. Wir haben z. B. sehr tiefsinnig und wie mit einem Zauberspruch, dem man Schicksalskraft beimißt, aber niemals versteht, abgezählt:

Öllerli, böllerli, ribedi ra,
ribedi rabedi knoll —

und es war höhere Fügung, wen das « knoll » traf. Heute sagen die Kinder, wenn sie sich überhaupt zu solchem Unfug herbeilassen? « Ö, dö — duß », und ich finde diese Poesie etwas karge, wenn sie schon zum Teil französisch ist. Aber es gab noch andere, ebenso geheimnisvolle Abzählreime, und es gab eine Fülle von prächtigen weiteren Versen, die das Kinderleben erfüllten und an denen wie die Bohne am Stecken das Kind ins Sprachleben hineinwuchs. Da waren die Wiegenlieder, die die Mutter sang — sie drehte noch nicht den Radio an, um ihr Kleines zu geschweigen:

Nunni, wageli, butihe,
Lue, der Ätti chunnt iez de,
Bringt Öpfeli und Brätzeli --
Bhüet di Gott, mis Schätzeli.

Da waren die Gebete :

Am Himmel sind Sterndli,
Es dunklet jo scho.
Du Liebgott im Himmel.
Los d Ängeli cho.
I gohue is Bettli,
Ihr Sterndli, guet Nacht,
De Liebgott im Himmel
Und s Ängeli wacht.
Und alli, wo müed sind,
Händ Friden und Rue.
O Liebgott im Himmel,
Loß Böses nid zue!

Da waren auch die Besegnungen, von denen wir noch « Heile, heile Säge » und » Hixi, Häxi hinder em Hag » kennen. Aber es gab andere dazu:

Sünneli, Sünneli, chum au wider,
Schatte, Schatte, leg di nider!

Und die Kinderstube hat ein unübersehbares Heer von lustigen Kinderversen geschaffen. Man muß sie etwa bei Gertrud Züricher überblicken, um zu ahnen, was alles verlorengegangen ist.

Mich hat in frühen Kindheitsjahren der Kindervers beschäftigt: « I bin e chline Pumperniggel, i bin e chline Bär. » Aber obschon der Pumpernickel durch Gottfried Kellers Schulerlebnis literaturfähig geworden ist, so kennen jenen Vers nur noch wenige unserer Kinder. Sie kennen dafür natürlich andere, sie kennen:

Wei mer nid es bitzeli,
Wei mer nid e chli,
Wei mer nid es bitzeli
Luschtig si?
Wohl mir wei es bitzeli,
Wohl mir wei e chli,
Wohl mir wei es bitzeli
Luschtig si.

Oder: S Müli uuf und d Auge zue,
I wott der öppis ine tue.

Oder: Wart es bitzeli, beit es bitzeli,
Sitz es bitzeli nider;
Und wenn d es bitzeli gsässe bisch,
So chumm und säg mers wider.

Oder « Wetterliedchen », von denen noch « Es schneielet, es beielet » bekannt ist, oder Fingerspiele: « Das isch der Duume » oder « De isch i Bach gfall » oder weitere Bewegungsspiele. Es ist wenig mehr vom früheren Reichtum vorhanden, und das Eidg. Departement des Innern wird einmal Kurse zum Thema veranstalten müssen: « Was kann man mit kleinen Kindern anfangen, wenn kein Hort und keine Kinderbewahrungsanstalt zur Verfügung stehen? »

Gott sei Dank, kommt die Zeit, wo man sie zur Schule schicken kann. Auch für diese Zeit steht ein Heer von kindertümlichen Versen bereit, und die Schule tut gut, sich dieses Schatzes nicht zu entschlagen; denn die Verse lust und Versefreudigkeit des Kindes unter zehn Jahren ist groß und biologisch sinnvoll, da diese Verse eine Sprachtüre bilden, durch die man eine unermeßlich sich weitende Gegend betritt.

Da sind die ABC- und Tierversen:

Ds Marie geit i ds Hüenerhuus
Und lat sini Bibi uus;
« Guete Tag, ihr Hüendli mi,
Chömed gleitig, bibibi! »
U der Guggel chräjt im Tau:
« Güggerüggü, da bin i au! »

Ich möchte Sie mit meiner Aufzählung nicht ermüden, sondern Ihnen nur den Eindruck der Fülle geben. Für alles, was das Kinderherz anrührt, hat es Verse, und zwar nicht sentimentale, holperige Tantenverse aus dem Sonntagsblättchen, sondern ursprünglich aus dem Kinderleben erblühte, taufrische Manifestationen aufbrechenden Lebens! Um nur noch einige Erlebniskreise zu nennen: Musik, Glocken, Tanz, Stunden und Tag, Scherz und Spott. Nicht zu vergessen die Spiel- und Reigenlieder, die fast völlig auf die auf einem Steine sitzende Maria zusammengeschrumpft sind.

Man hätte wohl das meiste, was ich zu sagen habe, auch von der Seite des Kinderliedes her beleuchten können, wo mir allerdings sehr nötige

Grundkenntnisse fehlen. Aber ich bitte Sie — und besonders diejenigen unter Ihnen, die über diese Grundkenntnisse verfügen —, sich doch recht eingehende Gedanken über das Kinder- und Volkslied zu machen. Warum ist die frische Welle der *Röseligartenlieder*, die mit der Landesausstellung von 1914 anschwellt, so bald wieder verebbt? Warum kennen wir wunderbarste Offenbarungen der Innenseite unseres Volkslebens, wenn überhaupt, so nur mehr aus dem Buch? Der « Simelibärg », « 's isch nonig lang, daß 's gräget het », « Es het e Buur es Töchterli », « Es taget vor dem Walde », « Es wollt es Mägetli früeh ufstah » — begleiteten sie das Tagwerk und schwängen sie in der Abendstunde aus, lebten wir in der Atmosphäre solcher Lieder, wir wären um vieles widerstandsfähiger gegen die Ramschware, die uns heute tagtäglich angeboten wird.

Es ist bei der Sprache nicht anders. Am ursprünglich Gewachsenen und Ausgetragenen müssen wir uns halten, an ihm uns nähren, an ihm unsern Sprachsinn pflegen, sollen wir uns unserer Sprache nicht entfremden und schließlich zu einem Ausverkaufsdeutsch gelangen, das nicht mehr klingt und schwingt, sondern nur noch raschelt und waschelt.

Ich suche regelmäßig zu ergründen, was meine Lehramtskandidaten und -kandidatinnen von ursprünglich geprägtem volkstümlichem Sprachgut noch besitzen — es ist weniger als wenig. Lassen Sie mich noch ein letztes Gebiet streifen: das Volksrätsel. Es gibt, es gab unzählige. Arnold Büchli hat in einem Bändchen ihrer 999 vorgelegt. In Basel — in Basel! — habe ich Seminarkurse gehabt, in denen kein Mensch den « Einträglichen Rätselhandel » aus dem Schatzkästlein Johann Peter Hebels kannte, wo (wenn auch in Schriftsprache) eine Reihe der lustigsten Scherzrätsel zum Strauße gebunden sind.

Warum lassen wir uns diese Volksrätsel entgehen, da sie ganz aus der kindlichen Anschauungsweise schöpfen (sie werden durch die Vorstellung, nicht durchs Denken gelöst), Freudenbringer sind und durch ihre gute sprachliche Fassung den Stempel der Echtheit tragen? Man braucht nicht sofort zu einem der ältesten und schönsten hinabzusteigen, das die Schneeflocke meint, die von der Sonne aufgezehrt wird:

Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos,
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.

Es gibt andere:

No nackter as nackt,
So nackt, as es knackt. (Das Skelett.)

Es hangt a der Wand,
Git jedem si Hand. (Handtuch.)

Es goht ums Huus,
Streut Täller uus. (Kuh.)

Nidsi mues mes zieh,
Obsi gohts vor em sälber. (Glockenseil.)

Du gohst ufe,
Du gohst abe,
Du mäjsch Hüüffeli
Und rüehrsch si ewägg. (Rasieren.)

Weisch, wer s gröschti Nastuech het?
(D Hüener, wil si d Nase am Boden abputze.)

Es bleibt die Frage, was die Schule vorkehren kann, damit dieses Bildungsgut, das von unersetzlichem Wert ist, nicht ungenützt bleibe und versinke. Sie muß es pflegen.

So sehr sie unter dem Eindruck stehen mag, daß es gelte, das Kind zur Beherrschung der Schrift- und Hochsprache zu bringen, so darf sie doch nicht die Pflege der Heimatsprache vernachlässigen. Denn sie ist der Boden, auf dem eine weitere sprachliche Entwicklung erst vor sich gehen kann. In diesem Boden muß das Kind einmal Wurzel schlagen. Wenn es seine Heimatsprache nur halb lernt, wird es nie zu einer tiefgründigen Aneignung der Schrift- und Hauptsprache gelangen. Für einen Geschäftsbrief wird's ja wohl langen, aber nicht zu einem so tiefen Eindringen, daß es zur Auswirkung der bildenden Werte der Sprache kommen kann. Wir kennen auch die Gefahr der Zweisprachigkeit, die darin besteht, daß man als Zweisprachiger zwar zwei Sprachen redet, aber gefühlsmäßig in keiner von beiden vollkommen Fuß faßt. Wer bei uns seine Heimatsprache nicht richtig lernt und auf so wackeliger Grundlage sich sein Schrift- und Hochdeutsch aneignet, gerät in diese Lage der Zweisprachigen hinein. Er wird sich wohl in beiden Sprachen umtun können, aber weder wird er sie noch werden sie ihn gestalten. Also Pflege der Mundart, auch in der Schule.

Voraussetzung wäre, daß der Lehrer selber eine gute Mundart spräche. Es braucht nicht unbedingt die Mundart der Schüler zu sein, und sie ist es ja häufig auch nicht. Aber in diesem Falle sollte sich der Lehrer bemühen, so weit in die Mundart seiner Schulkinder einzudringen, daß er sie korrigieren kann, wenn sie im Gebrauch ihrer Heimatsprache nachlässig werden.

Zur Pflege der Mundart gehörte zunächst die Vermittlung von gut geprägtem Sprachgut, die Erweckung der Freude an allen jenen vielen Kinderversen, Liedern, Gedichtchen, Rätseln, auch Gedichten und Prosa-Stücken von neueren Autoren, die allerdings vorher genau auf ihren Wert zu prüfen wären, da die Mundartform allein noch keine Gewähr für den Wert einer Dichtung gibt. Ich habe noch im 6. und 7. Schuljahr, wenn fünf bis zehn Minuten bis zum Stundenschlag fehlten, jeweilen Volksrätsel vorgebracht oder die Klasse Kinderverse und kleine Gedichte um die Wette lernen lassen, und es war stets eine Angelegenheit, die auf freudigsten Eifer stieß.

Daß man systematisch Sprachlehre treiben sollte, ist nicht meine Meinung. Ich habe den Eindruck, daß wir mit unserer systematischen Sprachlehre viel verderben, namentlich das Gefühl, daß Sprache etwas Lebendiges und Wunderbares ist. Die Sprachlehre erweckt leicht den Eindruck, daß Sprache etwas nur Logisches sei, ein System von Vorschriften und nie recht faßbaren fremden Begriffen, ein Spinnennetz, in dem man sich verwickelt, man weiß nicht wie.

Aber unsystematisch sollte ununterbrochen Sprachlehre getrieben werden, mit dem Ziel, den Sprachsinn, das Sprachgefühl des Kindes zu pflegen, mit dem Versuch, das Kind vor Wunder des Sprachlebens zu führen, wie man es vor Erscheinungen der Natur stellt und es gewisse Zusammenhänge sehen lehrt.

Man kann auf die Verschiedenartigkeit der Mundarten hinweisen, wenn man verschiedene Mundarten in seiner Klasse vertreten hat, und charakteristische Einzelheiten feststellen. Man kann ebenso und immer wieder zeigen,

worin die Schriftsprache von der Mundart verschieden und worin sie ihr ähnlich ist. Man kann einmal Proben älterer Sprachstufen vorlegen, z. B. den Zauberspruch zur Blutstillung, den Otto von Greyerz erwähnt:

Bluet, stang!
Vergiß den Gang!

oder aus geschichtlichen Volksliedern, oder eine Stelle aus einer Chronik, z. B. dem Weißen Buch oder Tschudi, oder alte Inschriften auf Grabsteinen, an Häusern und Geräten. Man könnte solche Inschriften auch sammeln lassen. Sind vielleicht noch alte Bauernregeln lebendig? — Man sollte nicht an ihnen vorbeigehen.

Ein andermal bieten vielleicht die Namen, Vornamen, Übernamen, Familiennamen, Flurnamen Anlaß zu Hinweisen, die einhaken. Auch hier läßt sich eine Sammlung anlegen und lassen sich Vergleiche anstellen — wie gut auch auf dem Gebiet der Pflanzen- und Tiernamen.

Kleine Kinder haben stets das Interesse der älteren, und jedes will gern aus seiner eigenen Vergangenheit hören: Die Kleinkindersprache bietet darum ein gesegnetes Feld für kindliche Sprachforschung; es reißen sich andere Sondersprachen an sie, Berufssprachen, Standessprachen, und den Nichtberner dürfte es interessieren, einmal etwas vom Mattenenglisch zu hören.

Es dürfte aber mit einigem Geschick auch möglich sein, noch intimer in die Geheimnisse der Sprache einzudringen, auf ihre Bildhaftigkeit, ihre Herzensteine zu achten, synonyme Ausdrücke zu sammeln, homonyme zusammenzustellen. Welche Fülle von Ausdrücken gibt es für sterben, für stehlen, für gehen! Was für träge Sprichwörter gibt es, die durch ein Bild eine allgemeine Weisheit festhalten!

Es cha ke Geiß elei stoße — Di nünt Hut ghört au no zur Zibele — De Herrgott ist en lange Bürg und en sichere Zahler — Teig mues me ha, wemme Chnöpfli mache will — Wer Eier will, mues d Hüehner lo gaagge — De, wo de Sack ufhet, und de, wo dri tuet, sind bed glich Schelme — Wos eim weh tuet, do het me si Hand — s cha mänge chlöpfe, er cha nid fahre.

Das formale Element der Mundart wird besonders zu beachten sein, wenn es gilt, die Schriftsprache von ihr abzuheben, da heißt es dann « de Bank » und « d Balle » und « d Better » und « d Hefter », und die Schriftsprache geht ihre eigenen Wege. Damit aber will ich Sie nicht hinhalten. Ich will auch nicht breit meine Vorbehalte gegenüber Sprachübungen an Hand von Lehrbüchern begründen, wo eine bestimmte Lektion durchaus auf dieselbe Leier gestimmt ist. Geübt werden muß freilich, und mit Macht. Aber die Übung geschehe durch Mitwirkung der Kinder, eigenes Finden der Beispiele, das Anlegen von Sammlungen und Musterkarten, die Heraushebung einschlägiger Erscheinungen aus größeren Zusammenhängen, vielleicht auch im gruppenweisen Wettspiel.

Eine Klage kann ich, was die Pflege unserer Heimatsprache in Haus und Schule betrifft, nicht unterdrücken: Es fehlt uns ein **Handbuch des Schweizerdeutschen**, und es wäre des Schweißes der Edeln, der Gelehrten an unserem Idiotikon und unsern Hochschulen, wert, an seine Herausgabe heranzutreten. Es müßte sich zur Aufgabe machen, den Sinn für die Eigenart unserer Heimatsprache zu wecken und zu erhalten, müßte durch tausend Beispiele zeigen, wie sie lebt und webt, müßte geschichtliche Ausblicke

geben, auf allen Gebieten Material reichen, von der Namenkunde bis zum Wiegenlied. Denn was wir als Hilfen bis jetzt besitzen, ist zwar unschätzbar, aber aufgesplittert in Dutzende kleiner Veröffentlichungen, auf die man kaum gerät und die jedenfalls dem Lehrer nicht ohne weiteres zugänglich sind. Ich bin auch der Meinung, daß es eine Ehrensache der Erziehungsdirektorenkonferenz und der Pro Helvetia sein müßte, ein solches Handbuch des Schweizerdeutschen so zu unterstützen, daß es in jedem Lehrerpult seinen Platz finden könnte — es wäre eine Tat ersten Ranges im Dienste der geistigen Landesverteidigung.

Die Schrift- und Hochsprache ist der Ausdruck des « offiziellen » Lebens, der Versammlung, der Predigt, des Buches, der Zeitung, der Ämter, des Gerichts; sie ist auch eine Sprache der Weltliteratur, der hohen Dichtung, der Wissenschaft, der Philosophie; sie ist die Sprache des Geschäftsverkehrs, der Reklame, der Einzahlungsscheine und der Bankpapiere. Dieses ganze weite Leben hat sie geformt und auf eine Linie gebracht, auf der sie — mit einigen Abweichungen — den verschiedenartigen Ansprüchen gerecht zu werden vermag.

Die Mundart, unsere Heimatsprache, ist die Sprache des täglichen privaten Verkehrs. In ihr reden wir zum Tier, in ihr redet die Mutter zum Kind, in ihr reden wir in unserer häuslichen Gemeinschaft und unter Menschen, die sich begegnen. Sie ist die Sprache der Liebe, der Tröstung, des menschlichen Beistandes, und immer wieder haben junge Menschen gemerkt, daß ihre Briefe aus der Fremde wärmer und inniger klingen, wenn sie zur Mundart greifen, als wenn sie versuchen, ihr Herz sich in der Schriftsprache äußern zu lassen. Das Kleine, das Besondere, das Intime, das Konkrete, Bildhafte ist die Welt der Heimatsprache. Auch sie ist eine Welt und, wenn wir nach den allerinnersten, vitalsten Werten unseres Daseins fragen, gewiß nicht die schlechteste.

Es lohnt sich, dieses Erbe an die kommenden Generationen weiterzugeben, wie es sich lohnt, unsere Kunstdenkmäler und unsere heimatliche Natur zu schützen und zu erhalten. .

Deutlicher aber als bei den Kunstdenkmälern und Erscheinungen der Natur wird bei der Sprache ersichtlich, daß es nicht ohne das Mitschaffen des einzelnen geht. Nicht nur um die Übernahme und einsichtige Würdigung der Sprache durch den einzelnen handelt es sich, sondern um seine schöpferische Mitbeteiligung.

Millionen Wasserstäubchen schweben in der Luft — nur dort, wo sie, vom Lichte getroffen, aufleuchten, glänzt auch der Regenbogen auf.

Undrem Steernehimel

Dee, wo dem Steerneh räis
de Wääg bifilt,
wäiß au für d Mäntsche
sicher s Ziil und d Räis!
Und weer rächt loset
und Syn Wille tuet,
lauft wääger guet.

Aus: Werner Morf, *Sing, mys Heerz*. Züritüütschi Veers mit Zäichnige, Fr. 4.50, Zwingli-Verlag, Zürich. Ein eben erschienenenes, ansprechendes Gedichtbändchen, das sowohl vom dichterischen wie vom zeichnerischen Können des Verfassers zeugt.